

Sprache, (Selbst-)verständnis und Beziehung

- Hinweise auf die Mehrdeutigkeit und Grenzen der Verständigung

von Detlef Klöckner

20 | Diskurs

Dieser Aufsatz soll für die Eigenarten und Flüchtigkeit von Sprache sensibilisieren, dafür, dass die babylonische Großstadtwelt der heutigen Zeit umfangreiche Differenzierungen und Übersetzungen beansprucht und dafür mehr Sensibilität und Toleranz, aber auch mehr Egozentrik vonnöten ist als in homogenen Lebensverhältnissen. Auf Grund der Tatsache, dass man sich in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zwangsläufig versteht und nicht über eine gemeinsame Bandbreite von Sprache und Erfahrungen verfügt, gewinnen Emotionen und einfache Beziehungsformeln an Bedeutung. Wer sich nicht wählerisch verständigen kann, wird auf wesentliche Gefühlsäußerungen und einfache Inhalte zurückgeworfen und hat gegenüber kundigeren Kommunikationspartnern einen erheblichen Nachteil. Wegen solcher Beschränkungen werden die Betroffenen immer sensibler dafür, wie mit ihnen umgegangen wird, reagieren ängstlich, wehren sich aggressiv gegen (tatsächliche oder phantasierte) Abwertungen, schotten sich gegen die unverstandene Umwelt ab und ziehen sich zunehmend in die kleine Welt ihrer Subkultur zurück. Sprache hebt und senkt die Selbstbewertung und engt ein oder öffnet für Beziehungen. Sprache ist der Schlüssel zum Selbst und der Weg zum Anderen.

Zur Flüchtigkeit der Sprache

Mein Vater sprach ein altmodisches Hochdeutsch mit französischen Einsprengeln (Chaiselongue, Fissematenten, Malheur, Fasson, ...) und, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab, Westerwälder Dialekt. Dann wurde er schlagartig zu einem Anderen, weicher und humorvoller, irgendwie selbstverständlicher und mehr bei sich. Meine Mutter sprach auch Hochdeutsch, aber mit einer besonderen Frankfurter Färbung, dem ‚liberalen‘ bürgerlichen Idiom ihrer Zeit treu, das man heute noch in der Kultserie ‚Die Familie Hesselbach‘ bewundern darf. Babba und Mama Hesselbach übertreiben den Dialektanteil allerdings, weil es das Markenzeichen der Sendung ist. (Mama: ‚Ach komm, Karl, lass des Gekretsch! Es derf jeder nach seiner Fasson!‘ Babba: ‚So? Geh fort!‘) Mein Vater war der Konservativere von beiden. Er hat sich Zeit seines Lebens geweigert, etwas anderes als Sütterlin zu schreiben und seine Sprache auch wenig den Nachkriegsentwicklungen angepasst. ‚Super‘ wäre ihm nie über die Lippen gekommen und ein Wort wie ‚geil‘ hätte vermutlich eine Schockstarre bei ihm ausgelöst. Meine Schwestern sind zwar in der Lage, Westerwälderisch zu sprechen - sie sind ja schließlich im Westerwald aufgewachsen -, sprechen aber Hochdeutsch gemäß ihrer Zweitsozialisation. Meine zweitälteste Schwester setzt sich etwas ab, indem sie gemütlich hesselt. Ich selbst sprach in meiner Kindheit eine Art Frankfurter Unterschichtenslang. (‚Isch geh nunner uff die Gass!‘) Für meine Familie hörte sich das mehr nach Gosse an, man machte sich Sorgen um meinen Umgang. Von wem hat er das bloß? Mit dem Hochdeutschen habe ich mich lange sehr schwer getan und das bourgeoise Frankfurterisch meiner Mutter war der Code einer anderen Generation. Diese wundervolle Sprache stirbt gerade aus.

In meiner Kindheit war ich von ‚Halbstarcken‘ fasziniert. Einerseits habe ich mich vor ihnen gefürchtet, andererseits war ich von der lauten, rotzigen Energie auf ‚Mopeds‘ schwer beeindruckt. Ich habe mich allerdings gewundert, dass sie nicht auf Jeden dieselbe Wirkung hatten. Meine Eltern fanden sie ‚proletenhaft‘, ‚kein Umgang!‘, für meine älteste Schwester waren es ‚grüne Bubis‘, meine zweitälteste fühlte sich von der männlichen Lässigkeit des ‚Rock ‚n‘ Roll‘ durchaus angezogen und meine jüngste Schwester hat ihnen demonstrativ die kalte Schulter gezeigt, waren sie ihr zu ‚primitiv‘. Die Sprache der ‚Halbstarcken‘ hatte sich erstmals dem Amerikanischen geöffnet und wurde in den Siebzigern von einem Slang abgelöst, der Hessisch mit Begriffen der Hippiekultur durchsetzte. Das Comedy Duo *Babesatz* spricht so. Heute dominiert im Rhein-Main-Gebiet eine Art Zwei-klassen-verkehrsdeutsch: Ein serbokroatisch-türkisches Pidgin mit hessischem Akzent und weichem D (Eeh, gucks Du? Was gehd, Alder!?) und ein internationalisiertes Deutsch-Englisch der Mittel- und Oberschicht. Letzteres muss rasend schnell, ohne viel Betonung und ohne Pausen gesprochen werden.

Ich kann beides so eben imitieren, aber ich beherrsche beides nicht. Zu vielen Redewendungen fehlt mir eine Übersetzung. Das ist alles nicht mehr recht meins. Unzählige Mitbürger sprechen nur gebrochen oder überhaupt kein Deutsch, denn in dieser Stadt leben Hunderttausende, die nicht hier geboren wurden und von denen viele nicht wissen, ob sie hier bleiben wollen oder dürfen. Frankfurt beherbergt etliche Sprachen und Dialekte neben den zwei jungen Verkehrssprachen. Meine angestammte Sprachkultur ist nur noch eine unter vielen und darf mittlerweile Minderheitenschutz als Eingeborenenidiom beanspruchen.

Sprache als begrenztes Zeichensystem

Wenn hier von Sprache geredet wird, geht es deshalb nicht um gesprochene oder geschriebene Wörter im engeren Sinne, sondern um ein ausgeweitetes Verständnis von Kommunikation und Selbsterfahrung, um das gesamte System von Empfindungen und Ausdrucksformen und darauf ruhenden Beziehungen.

Jede Sprache beziehungsweise Wahrnehmung repräsentiert nur einen eingeschränkten historischen und kulturellen Rahmen. Wenn eine alte Frankfurterin ihren ‚Zivi‘ ‚Du Dabbes!‘ schilt, weil er das ‚Essen auf Rädern‘ zu spät anliefern wird, wird der junge Mann (sagen wir, mit spanischem Migrationshintergrund) wahrscheinlich nicht errahnen, welche Konnotationen sich in dieser Äußerung verbergen. Wenn er aber empfindsam ist für Zwischentöne, Körpersprache und Beziehungsatmosphären, wird er herausfiltern, ob es lieb oder ärgerlich gemeint ist. Es liegt von daher nahe, in diesem Text Unterscheidungsmerkmale der Kommunikation zu verwenden, die ein pragmatisches Sprachverständnis berücksichtigen. Mein Kollege Rolf Heinzmann hat in dieser Zeitung in der Vergangenheit wiederholt auf

die Systematik von Paul Watzlawick et al. hingewiesen. (vgl. Watzlawick, P./Beavon, J.J./Jackson, D. (1969). Menschliche Kommunikation. Bern) Ausschnitte davon sollen auch hier für die weiteren Ausführungen genutzt werden. (siehe Abb.1)

(a) Analoge und digitale Kommunikation

Beide Ebenen finden gleichzeitig statt. Die Bedeutsamkeit der analogen Kommunikation liegt höher.

(b) Inhalts- und Beziehungsaspekt der Kommunikation.

Letzterer bestimmt den ersteren, denn eine Aussage erhält ihre Bedeutung innerhalb des Kontextes, in dem sie getroffen wird.

(c) Symmetrische und komplementäre Kommunikationsaspekte

Dieses Unterscheidungsmerkmal definiert die Wertigkeit und Vor- und Nachrangigkeit von Kommunikationspartnern.

Abb. 1: Elemente der Pragmatik der Kommunikation nach Paul Watzlawick et al.

Analoge und digitale Sprache

Die vielleicht wichtigste Unterscheidung des Kanons pragmatischer Sprachmerkmale liegt auf der Ebene der *analogen* und *digitalen* Ausdrucksmittel. Einfach veranschaulicht, Begriffe sind digitale Zeichen, weil die verwendete Bezeichnung, das Wort in einer bestimmten Sprache, nicht identisch ist mit dem Ding, welches es bezeichnet. Das Wort ‚Frau‘ hat nichts Weibliches an sich, ansonsten könnte man eine Frau nicht auch ‚woman‘, ‚femme‘, etc. nennen. Ein Schmerzenslaut (Auuuaah!) dagegen ist ein analoger Ausdruck, weil zwischen der Erfahrung des Schmerzes und seinem Ausdruck, das Stöhnen oder Schreien ein unmittelbarer körperlicher Zusammenhang besteht. Ausdruck und Ausgedrücktes bilden eine zusammengehörende Ganzheit, sind Figur und Hintergrund einer Gestalt, um es gestaltpsychologisch zu sagen. Tränen, Weinen und das Gefühl der Trauer sind eine ebensolche Erfahrungseinheit. Man kann sagen, digitale Zeichen repräsentieren einen höheren Abstraktionsgrad, sind geistigerer Natur, während Analogien, Gleichnisse, mehr Ähnlichkeit mit der Quelle der Erfahrung aufweisen, dieser direkter entsprechen und somit körperlicherer Natur sind.

Entscheidend sind zwei Dinge: Erstens, dass digitale und analoge Sprachmittel parallel zum Ausdruck kommen. Jeder gesprochene Satz hat neben seinen Worten, den digitalen Zeichen, eine analoge Intonation, wird auf eine bestimmte Weise gesprochen. Zweitens, die Erfahrung der digitalen Sprachebene und analoger Ausdrucksmittel fällt unterschiedlich aus. Analoge Erfahrungen dominieren auf Grund ihres Ganzheitscharakters unser Gedächtnis und geben Dingen, Situationen und Beziehungen die Bedeutung, die sie für uns haben.

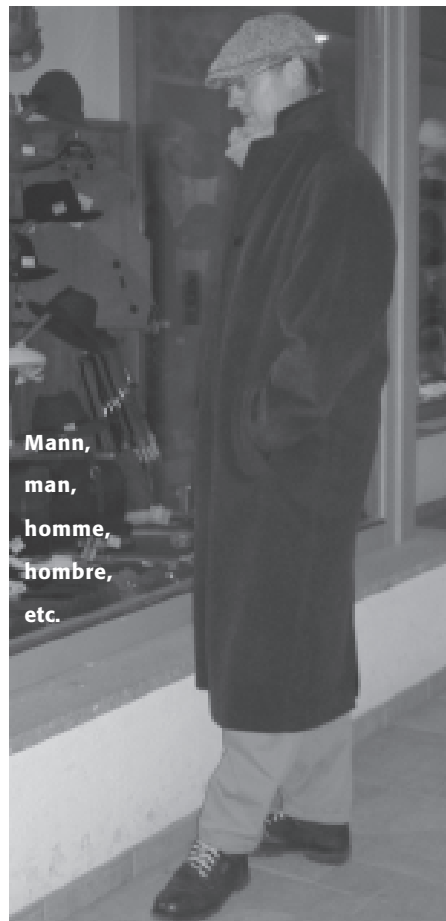


Abb. 2: Digitale Sprache und Analogie

Die Dominanz der analogen Sprachmittel hat auch damit zu tun, dass Geschichten, also bedeutungszuweisende Analogien, einfach zu erfinden sind und in Konkurrenz zur digitalen Faktizität gestellt werden können. In Deutschland hat man nach dem Krieg massenweise von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Nach ihrer Selbstbeschreibung waren plötzlich alle halbe Widerstandskämpfer oder hatten von rein gar nichts gewusst. Diese kollektive Umdeutung und Bewusstlosigkeit war möglich, solange der ‚Eiser-

ne Vorhang‘ dafür sorgte, dass die Archive des Ostblocks für den Westen geschlossen blieben. So staubten z.B. die Stammdaten der NSDAP vor sich hin, bis der Fall der Mauer den Zugang dazu eröffnete. Heute lässt sich nachlesen, wo Onkel Willi in den tausend Jahren des Reiches war bzw. abgeblieben ist, welcher politischen Gruppierung er angehörte bzw. in welche lebensgefährdende Kategorie man ihn einordnete und was er tat bzw. ihm angetan wurde. Wer hat sich mal gefragt, womit es, neben einer gewissen körperlichen Verklemmtheit, noch zu tun gehabt haben könnte, dass viele Väter der Nachkriegszeit eine ausgesprochene Abneigung vor öffentlichen Schwimmbädern hatten oder sich zum Sonnen ungern ihres Hemdes entledigten? Wußten Sie, dass SS-Angehörige ihre Mitgliedsnummer unter die Achsel tätowiert bekamen? Objektive, digitale Beweise können subjektiv verbogen werden, wenn es gelingt, sie zum Verschwinden zu bringen, mit einem Kommunikationstabu zu belegen oder mit einer nachträglichen Geschichte zu versehen.

Ein anderes Gebiet, dasselbe Thema: Was wäre aus der Apo, der außerparlamentarischen politischen Linken ohne ihre analoge Verdichtung, ohne die entsprechende Musik, geworden? Wahrscheinlich nicht sehr viel. Anders herum gefragt: Wer kann noch Reden von Hans-Jürgen Krahl erinnern, einem der Chefideologen der Studentenbewegung? Ich meine, differenzierte Inhalte erinnern (die digitalen Sprachanteile), nicht die Atmosphäre (der analoge Anteil) während eines ‚Teach Ins‘. Krahl hat auf diesen Ad-hoc-Versammlungen intelligente Reden gehalten, die es lohnt, als Zeitdokumente nachzulesen, und er wäre wahrscheinlich, hätte er sich nicht umgebracht, ein philosophischer Nachfolger Theodor W. Adornos geworden. Krahl, so wage ich zu behaupten, hat kaum jemand verstanden, seine Gedanken waren seltsam manieriert und abstrakt, ohne sinnliche Dimension. Aber das fanden die jungen 68er eher aufregend, es gab ihnen ein Gefühl, wichtig und bedeutungsvoll zu sein, einen so klugen Kopf in den eigenen Reihen zu wissen. Kapiert und behalten hat man von seinen Diskursen aber herzlich wenig.

Differenzierte Gedankengänge (digitales Material) sperren sich eher dem Gedächtnis, weil unser Gehirn analoge, vorsprachliche und intuitive Erfahrungen bevorzugt verarbeitet und speichert. Der Aufbau unseres Gehirns hat sich schließlich seit der Menschwerdung und dem Übergang zum aufrechten Gang nicht wesentlich verändert. Denken strengt an und seine Ergebnisse

Sprache, (Selbst-)verständnis und Beziehung - Hinweise auf die Mehrdeutigkeit und Grenzen der Verständigung

Detlef Klöckner

22 | Diskurs

sind flüchtig. Deshalb darf man Schach auch einen Sport nennen. Dennoch ist die Vernunft unverzichtbar. Sie ist der Ursprung des modernen Lebens, bildet die Grundlage von Konzepten und Planungen, die Ordnung ins Leben bringen, ist der Kern von brauchbaren Theorien, die das Leben erklären und mit Sinn erfüllen; und sie ist ein wichtiger kreativer Bestandteil der Kunst, der Motor der Moral und des Glaubens. Insgesamt betrachtet, bilden Geistesgaben mit dem Körper, unseren Emotionen und Handlungen zusammen die Ganzheit unseres Wahrnehmungs- und Erfahrungssystems.

Vom schweren Denken der Studentenbewegung zur leichten Muse: Die Apo hätte keinen Widerhall erzeugt ohne ihre Moden und Rituale und insbesondere nicht ohne die Begleitmusik der Zeit. (Lassen Sie sich die Haare wachsen, ziehen Sie ein Batikhemd und viel Schmuck an, drehen einen Joint und) legen Sie mal ein paar Plattentitel der Zeit auf, z.B. *Ohio* von Crosby, Stills, Nash and Young oder Jimi Hendrix' *All along the watchtower*. Oder, noch besser, Ton, Steine, Scherben: *Keine Macht für Niemand!* Wie, Letzteres kennen Sie nicht? Und ob, Sie müssen es nur wieder mal hören. Dann fällt es Ihnen schon ein, und nicht nur das, es schließen sich gefühlsmäßige Tore der Erinnerung auf und eine Welt an Regungen erneuert sich, die längst verloren war. Eventuell stellt sich auch eine gewisse Pein der Wiedererkennung ein. So war man mal drauf? Und wenn nichts davon eintritt, dann waren Sie höchstwahrscheinlich noch zu jung, nicht dabei, wo diese Musik gespielt wurde. Danach lesen Sie mal (wieder) einen hochkarätigen Text von Adorno, z.B. *Minima Moralia*. Reizt es noch zu mehr als der geseufzten Disziplinierung, die Mühe könnte sich vielleicht irgendwann lohnen? ...kurz bevor ein bleierner Sekundenschlaf einsetzt und das Vorhaben durchkreuzt. Das Material ist nicht nur heutigen Studenten zu spröde, um zu leidenschaftlichen oder gar herzlichen Höhenflügen anzusetzen. Da gehen keine Welten auf. Eher denkt man sich beschämt, mein Gott, davon habe ich früher noch weniger verstanden, aber die Suhrkampfbändchen gut sichtbar mit mir herumgetragen. Es sollte gesehen werden. Darauf kam es fast mehr an.

Woran liegt diese eigentümliche Schwäche des theoretischen Gedankens gegenüber der leidenschaftlichen Wucht der Musik noch? Neben den angesprochenen Voraussetzungen unseres Gehirns, die das Analoge präferieren auch daran, dass abstrahierendes Denken, geistige Kreativität

dazu da ist, sich ein Bild zu schwierigen und komplexen Sachverhalten zu machen, die über direkte Erfahrbarkeit und eindeutige Umstände hinausgehen. Die Beispiele belegen die verschiedenartigen Wirkungen dieser unterschiedlichen Erfahrungs- und Sprachebenen. Abstrakte Inhalte regen vorwiegend gedankliche Suchbewegungen an, Musik erfasst die ganze Person und erhält damit ungleich mehr Intensität und Bedeutung. Mit Watzlawick gesprochen, das analoge Besondere entwickelt mehr Wirkung als das digitale Allgemeine.

Wir wissen beispielsweise aus Statistiken, dass es Heerscharen an schwerst Drogenabhängigen gibt und es ist bekannt, was das für ein beschissenes Leben ist. Als Großstädter kommen wir zudem fast täglich an diesen verlorenen Seelen vorbei. Es berührt dennoch nicht über die Bühne, im Grunde von Jahr zu Jahr immer weniger. Wir haben uns an die Tatsache wie an den Anblick irgendwie gewöhnt. Warum macht die Öffentlichkeit dann plötzlich so ein Aufheben um einen Junkie wie Amy Winehouse? Weil sie eine Gabe hat, die andere nicht besitzen. Sie ist eine begnadete Soulsängerin und ihr zuzuhören, bannt und macht wehrlos. Diese Stimme geht am Verstand vorbei und mitten ins Herz. Ihr musikalisch aufbereitetes Elend – ihre Songs enthalten viel autobiographisches Material - wirkt stärker als die Faktenlage zum massenhaften Drogengebrauch und das alltägliche Elend um uns herum.

Ganz im Sinne Watzlawicks hat die Gestalttherapie in ihren Anfängen das Analoge mehr geschätzt als das Digitale. Das ist nicht verwunderlich, wenn man sich vor Augen hält, dass der Lebensstil der Nachkriegszeit eher misstrauisch und abwehrend mit Gefühlen umgegangen ist. Aus der vorherrschenden ‚Verkopftheit‘ nun, wie zunächst geschehen, abzuleiten, die digitale Kommunikation ausgesprochener Gedanken und Erklärungen wäre therapeutisch zu vernachlässigen, gelang nur über ein theoretisches Missverständnis. Denn es ist natürlich genau so erregend, über komplizierte Sachverhalte nachzudenken, eine neue Erkenntnis zu haben oder ein Problem zu lösen, etwas auszutüfteln und in eine differenzierte Sprache zu bringen, vorausgesetzt, die ganze Person ist an diesem Vorgang beteiligt. Das ist das eigentlich Entscheidende. Denn digitale und analoge Sprachebenen vollziehen sich als Erfahrungsdimensionen parallel, wenn man sie lässt und nicht eine künstliche

Spaltung gewohnt ist, den dominanten Gebrauch der einen Dimension zugunsten der anderen. Eine Trennung oder Hierarchisierung dieser Ebenen hängt von der eigenen Sozialisation ab, ist eine Frage, welche Erfahrungskultur man internalisiert hat, eine mehr ganzheitliche, eine mehr einseitige oder fragmentierte. In diesem Sinne sind präzise Gedanken und Intuition Resultate ganzheitlicher Wahrnehmung, führen Einsichten zu einer Komplettierung des Wahrnehmungsvorgangs. Außerdem, es gäbe keine impulsgesteuerten Übergriffe, keine ‚Triebtäter‘, wenn es diesen gelänge, ihre Gefühle an ethische Regeln (digitale Unterscheidungen) zu binden: Das darf sein, das darf nicht sein. Fühlen und denken darf man alles, tun nicht. Das macht Kultur aus.

Inhalts- und Beziehungsebene der Sprache

Die zweite Unterscheidung, die Inhalts- und Beziehungsebene der Sprache, wird durch die nachfolgende Szene kurz erläutert (Abb. 3) bevor ich sie an mehreren Beispielen aus dem gestalttherapeutischen Kontext illustriere.

Es ist nicht einfach, eine Übereinstimmung in der Sach- und Beziehungsebene einer Aussage zu erzeugen und es spricht für Klarheit und Prägnanz der Kommunikation, wenn es gelingt. Dieser Tage stolperte ich über eine Geschichte, in der sich beide Ebenen grotesk ineinander verwickelt hatten. Die FAZ zitierte am 19. August 2008 den Bürgermeister eines australischen Bergbaustädtchens mit einem Hilferuf: John Moloney wollte den bedrohlichen Männerüberschuss seines Ortes dadurch ausgleichen, dass er die ‚in puncto Schönheit benachteiligten, hässlichen Entlein‘ anderer Gegenden einlud, nach Mount Isa zu ziehen. Hier würden die Damen sicher einen Mann finden. Soweit der sachliche Lösungsversuch der Stadtverwaltung. Man musste nicht lange warten, bis ein Orkan an Beziehungsantworten losbrach. Frauen spuckten Gift und Galle ob des kranken Männerhirns, aber auch die Männer der Stadt fühlten sich brüskiert. Frauenmangel sei ja wohl kein Grund, Männer als sexabhängige Blödköpfe zu beleidigen, die über jeden vorbeikommenden Rock herfallen.

Die nachfolgenden Hinweise zum Thema beziehen sich auf Gewohnheiten, auf ritualisierte Wiederholungen eines bestimmten Dialogmusters. In der Gestalttherapie spielt die Vorstellung eine Rolle, dass viele Menschen ihre Interessen und Abneigungen hinter einer versachlichenden



Dialog:

Adam: Diese Äpfel sehen köstlich aus.
(Sachebene)

Eva: Und was hältst du von mir?
(Beziehungsebene)

Adam: Wie? (bleibt auf der Sachebene)

Eva: Interessierst du dich für Äpfel oder für mich? (Beziehungsebene)

Adam: Muss ich mich da entscheiden?
(Sachebene)

Eva: Du lieber Himmel! Andere müssen sich das gar nicht erst fragen! (Beziehungsebene)

Adam: Willst du vielleicht meinen Apfel?
(Beziehungsebene)

Eva: Danke, ich habe bereits einen.
(Sachebene)

Adam: Dann verstehe ich nicht, um was es geht. (Sachebene)

Eva: Eben! Das ist das Problem. (Sach- und Beziehungsebene)

Abb. 3: Sach- und Beziehungsaspekt der Sprache

Sprache verstecken. Schlicht gesagt, sie treten nicht erkennbar dafür ein, wenn sie etwas haben oder vermeiden wollen, sondern argumentieren stattdessen mit Moral oder eigener Unfähigkeit. ‚Wir sollten‘ (z.B. ...uns jetzt alle an der Hand nehmen und einmal spüren, wie es uns dabei geht.) meint dann eventuell: ‚Ich möchte mich geborgen fühlen.‘ ‚Ich kann nicht‘ (z.B. ...mich mit dir treffen) meint dann eventuell: ‚Eigentlich will ich nicht.‘ Solche Verschleierungen eigener Motive entlasten davon, etwas Schwieriges oder Brisantes gegenüber Anderen zu vertreten. Es muss dann einfach sein oder geht aus gewichtigen Gründen nicht. Damit wahrt jeder sein Gesicht, da die ‚wahre‘, die persönliche Neigung

unbenannt bleibt. Nun hat die Gestalttherapie mit einem gewissen Recht erkannt, dass das Zusammenleben auf vielen solcher Mogeleyen beruht und viele Menschen nicht lernen, sich eindeutig zu vertreten. Es gehört aber zu den wesentlichen Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung, sich (auch unangenehmen) Herausforderungen zu stellen. Deshalb wird in Therapien, in der sich ein zuviel an sprachlicher Passivität und Diffusion zeigt, dazu ermuntert, mutiger für seine Anliegen einzutreten. Die einfachste Übung besteht darin, den Sprachgebrauch ‚Ich kann (nicht)‘ versuchsweise durch ‚Ich will (nicht)‘ zu ersetzen und zu schauen, was dann passiert. Mit Bedacht und von Zeit zu Zeit angewandt, ist der versuchsweise Austausch digitaler Zeichen eine sinnvolle therapeutische (pädagogische) Störung unbewusster Verhaltensmuster.

Soweit so gut. Nun kann man beobachten, dass manche KollegInnen so verliebt in dieses Instrument sind, dass sie die Intervention inflationär verwenden, egal mit wem sie gerade reden oder um was es in der Situation geht. ‚Kannst du mir mal dabei helfen, ...?‘ führt sofort zu einer Erwiderung, wie: ‚Ich könnte schon, aber ob ich will...‘ ‚Tut mir leid, ich kann gerade nicht...‘ provoziert dann etwa ein: ‚Und, würdest du denn wollen?‘ Ähnlich verhält es sich mit der dauernden Aufforderung eine man-Sprache in eine Ich-Sprache zu verwandeln. ‚Sage nicht, man darf nicht... Sage, ich will nicht, dass...‘ Der dauerhafte Gebrauch dieser Intervention verliert seinen therapeutischen (pädagogischen) Nutzen und installiert die Dominanz des Therapeuten (Lehrers) über seinen Klienten (den Lernenden), der durch den ewigen Einwand andeutet, dass ihm an der angesprochenen Thematik weniger liegt als an einer hierarchischen Beziehungskonstellation. Der Therapeut (Lehrer) spielt sich als höherwertige Barriere permanent in den Vordergrund und sagt damit durch sein Handeln, analog: ‚Ich bin wichtiger als du und dein Anliegen.‘ Unter Umständen drücken solche nervösen Einwände auch aus, dass er keine Impulse halten und nicht aufmerksam zuhören kann.

Penetranz, das heißt undifferenzierter Dauergebrauch eines Konzepts ist entwertend. Es macht die Sache bedeutungslos, die so angesprochen ist und es ist eine Abwertung der anderen Person, der man unterstellt, sie könne sich nicht adäquat äußern. Anliegen und inhaltliche Kommentare werden so beständig personalisiert, das heißt als Beziehungsthema behandelt. Es geht dann vorwiegend um Motive und die Vo-

oraussetzungen der Beziehung, weniger um die Sache.

Sachdiskussionen sind unter Gestalttherapeuten tatsächlich nicht einfach, weil übersensibel auf das Beziehungsgemäße geäugt und reagiert wird und sich inhaltliche Implikationen daher gerne im Gestrüpp von persönlichen Empfindungen und Fragestellungen verheddern. Salopp ausgedrückt, Gestalttherapeuten pfuschen bei Anderen gerne unmittelbar dazwischen und behandeln das Konzeptionelle des Gestalt-Ansatzes, den Überbau ihrer Praxis mit Vorliebe als quasi leiblichen Teil ihrer Person. Diesen (und damit sich selbst) stellen sie aber nur ungern zur Diskussion. Deshalb finden zu wenig Sachdebatten statt und kommt es schneller zu Auseinandersetzungen persönlicher Natur. Wenn aber der Austausch persönlicher Haltungen und Erfahrungen den Disput in der Sache und formale Regularien den kollegialen Umgang dominieren, bleiben inhaltliche Dialoge eher stecken. Persönlich unverstanden und gekränkt ist schnell irgendwem oder was. Deshalb liebt man sich oder meidet sich unter Gestaltlern. Nebenbei erwähnt bin ich mit Leib und Seele Gestalttherapeut, also gehöre ich zu den hier Verewigten.

Dass persönliche Motive (das Wollen oder Nichtwollen der Person) in der Gestaltszene einen besseren Leumund besitzen als Kenntnisse bzw. sachliche Defizite, lässt sich auch daran studieren, wie Gestalttherapeuten mit ihren eigenen Belangen und Einflussphären umgehen. Das Gros der Gestalttherapeuten besitzt meiner Meinung nach eine ausgeprägte Neigung, im Zweifelsfalle selbst zu handeln bzw. schlecht delegieren zu können, so als würden sie für alles und immer Kompetenzen besitzen (müssen). Weshalb das, was sie Anderen dann doch überlassen oft auch etwas darüber aussagt, wie wenig sie von dieser Sache halten, (denn sonst würden sie es ja selbst tun, definieren und steuern). Da man aber nicht alles selbst tun und kontrollieren kann, zeigt die Gestalt-Community, als Ganzes betrachtet, einen beträchtlichen Hang zum Konservativen. Damit ist gemeint, was ein Mal als richtiges Konzept, brauchbare Einsicht oder bevorzugte Ästhetik erkannt und zu eigen gemacht wurde, soll so bleiben, sollte möglichst wenig durch Anderes ersetzt werden.

Die Gestalttherapie wird sich daher meiner Ansicht nach eher weniger durch Anstrengungen von innen heraus verändern, wie es veränderliche Lebensbedingungen verlangen, sondern, hauptsächlich durch einen Verjüngungsbruch. Es

werden andere Generationen sein, welche (von den Alten eher misstrauisch beäugt) die Gestalttherapie erst dann anders interpretieren und anders repräsentieren dürfen, wenn die deutsche Begründergeneration abgetreten sein wird. Und dieser Wechsel kann noch dauern. Denn wie bei afrikanischen Despoten ist man, meiner Beobachtung nach, mit zunehmendem Alter auch hier nicht unbedingt geneigt, in die zweite Reihe der Machtverhältnisse und Definitionsbefugnisse zu treten. Ein interessantes Paradox, wenn man sich überlegt, dass gerade die Gestalttherapie als Prozessorientierter Ansatz großen Wert auf Fluktuation und Veränderungswillen legt.

Symmetrische und komplimentäre Kommunikation

Welche Einstellungen offenbaren sich eigentlich in der Art, wie professionelle Helfer ihr Klientel ansprechen? Pflegen Gestalttherapeuten angemessene oder unangemessene Ansprachen, reden sie eher zu (a) unabhängigen Kunden, denen eine profunde soziale Dienstleistung zuteil werden kann, oder (b) zu abhängigen Hilfsbedürftigen, die ohne Therapie nicht überleben können? Ersteres wäre ein eher symmetrisches Beziehungsangebot von gleich zu gleich in unterschiedlichen Funktionen, bei Zweiterem werden Klienten hinsichtlich ihrer Lebensdefizite komplementär nach unten abgestuft. Es ist lohnenswert, diesbezüglich Werbetexte von Gestalttherapeuten zu studieren.

Vor längerer Zeit las ich einen Text, der in meinen Augen exemplarisch ist für die fürchterliche Sprachkultur, die in manchen gestalttherapeutischen Kreisen vorherrscht. Es handelte sich um eine Anzeige zu dem Buch *Gestalttherapie für Einsteiger* von Daniel Rosenblatt und der Werbetext lautet: „....., damit Du eine Ahnung davon bekommst, wie das Denken und die Techniken funktionieren, die womöglich benutzt werden, damit Du wachsen, in Berührung mit Deinen Gefühlen kommen und versteckte Seiten Deiner selbst erforschen kannst, um Du selbst zu werden.“ In dieser pastoralen Du-Ansprache redet man im Deutschen mit Kindern, die zur Kommunion gehen sollen, nicht mit Erwachsenen, denen man eine Offerte unterbreitet. Mit einer solchen Ankündigung platziert sich der Ankündigende nicht als fachkundiger Pädagoge oder Trainer, der eine bestimmte Sache beherrscht und diese mit Freude vermitteln möchte, sondern als vorbestimmter Weiser, der über den Menschen schwebt, um sie zu bekehren.

Denn die sind noch nicht sie selbst. Das können sie erst durch ihn werden. Ob es an der schludrigen Übersetzung aus dem Amerikanischen liegt oder ein esoterisches Missverhältnis des Autors transportiert, mag dahin gestellt bleiben, auf alle Fälle ist dieser und sind ähnliche Texte sprachlicher Unsinn.

Nach meinem Verständnis dienen solche Selbstbeschreibungen dazu, eine (für die Klienten) unvorteilhafte komplementäre Beziehung zu installieren, eine Arbeitsbeziehung, die Klienten ungefragt in eine defizitäre Position drängt. (Siehe Punkt (c) in Abb.1 und vgl. Abb. 4. Nun ist die therapeutische und pädagogische Beziehung per se eine Beziehung mit ungleich verteilten Rollen. Einer benötigt Hilfe, der andere bietet sie an; einer lehrt, der andere lernt. Da der Therapeut (Pädagoge) hierbei für die Zeit der Arbeitsbeziehung in der superioren Position ist, Klienten und Lernende in der inferioren, kommt dem superioren Beziehungspartner mehr Verantwortung zu als dem inferioren; und zwar bezüglich der Einhaltung des Auftrags, der beide zusammengeführt hat, und den dazu gehörenden Funktionen, Rollen und Handlungsgrenzen. Dazu gehört auch, dass der superioren Beziehungspartner darauf zu achten hat, dass es möglichst nicht zu unheilvollen Verstrickungen und Vermischungen kommt, die das Arbeitsklima gefährden.

halten Gestalttherapeuten ihren ursprünglichen Auftrag nicht ein und tauschen die Beziehungsform aus, endet die Arbeitsbeziehung unvorhergesehen. Aber nicht nur das, denn die Entstehungsgeschichte der Affäre (Liebe) verlief auf komplementärer (ungleicher) Ebene und wird durch das nun Private symmetrisiert (angeglichen). Man kann daher sagen, die ursprüngliche Attraktivität des/der Therapeuten/in (Pädagoge/in) beruht auf der übergeordneten Position, die der/des Klientin/en (Lernenden) auf der untergeordneten. Da private Liebesverhältnisse nach heutigen Vorstellungen gleichberechtigter Natur sind, steht diese Beziehungsgeschichte vor der spannenden Frage, ob sie sich anders berechtigen wird, das heißt, der/die Therapeut/in (Pädagoge/in) auch ‚kleiner‘, der/die Klient/in (Lernende) entsprechend ‚größer‘ werden darf in Zukunft, und beide in ihrer Alltäglichkeit banaler, ohne dass sich die gegenseitige Attraktivität verliert.

Man muss nicht extra betonen, dass Beziehungen, die unter hierarchischen Abhängigkeiten zu Stande kommen, es im Alltag schwer haben. Es ist durch die ungleichen Voraussetzungen bedingt, meist zu viel passive ‚Errettungssehnsucht‘ auf Seiten der Klienten (Lernenden) und zu viel hierarchische ‚Steuerungsmotivation‘ auf Seiten der Therapeuten (Pädagogen) vorhanden, um die gegenteiligen Persönlichkeitseigenschaften der Partner, die später zu Tage treten, schätzen zu können. An diesem schwierigen Wechsel der

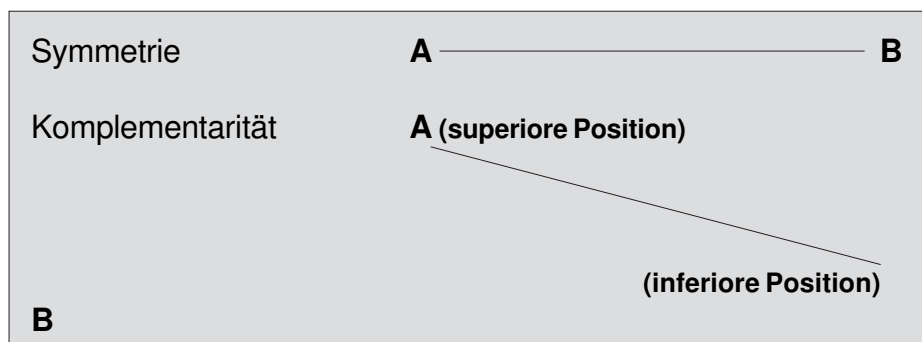


Abb. 4: Gleichberechtigtes und ungleichmäßiges Beziehungsverhältnis zweier Personen (A, B)

Die hohe Bedeutung, die Gestalttherapeuten persönlichen Motiven beimessen, spiegelt sich, wie bereits angesprochen, auch hier, in der Gestaltung des Kontaktes mit Anderen. Es kommt beispielsweise vor, dass therapeutische und pädagogische Beziehungen über erotische Affären oder gar Liebesbeziehungen zu privaten Bezie-

Verhältnisse zeigt sich auf besondere Weise, wie man Motive, das Analoge über die Sache dominieren lässt, wie ein Beziehungsaspekt, der sich zukünftig erweisen muss, über die sachliche Disziplin gestellt wird, die berufsethischen Vorrang genießen sollte. Affären und Liebesbeziehungen zwischen Gestalttherapeuten und ihren Klienten

sind daher zunächst ein analoges Missverständnis, dass der Ratio und Berufsdisziplin das Nachsehen gibt. Klienten (Lernende) sollten sich darauf verlassen können, dass ihre Gefühle ein Element der Arbeit bleiben, selbstverständlich auch die Gefühle gegenüber dem Therapeuten (Pädagogen). Warum sollten sie sonst ihr Innenleben zu therapeutischen (pädagogischen) Zwecken ausbreiten, wenn sie mit Konsequenzen der alltäglichen Art rechnen müssen (dürfen)? Dennoch, die Leidenschaft ist ein weites Feld, über das mehr als das zu sagen wäre...

Dialog und Erfahrung

Die Gestalttherapie betont bekanntermaßen die dialogische Natur menschlicher Erfahrung. Der Begriff Dialog gibt der Sprache ihr Aktionsfeld. Dialoge sind Sprachakte innerhalb eines bestimmten Zusammenhangs unter bestimmten Bedingungen. Der Kontakt zweier oder mehrerer Dialogpartner hat daher stets eine besondere Ausgangslage (und wenn es nur der Zufall ist), eine Funktion (und wenn sie nur darin besteht, so schnell als möglich aus dem zufälligen Kontakt weg zu kommen) und eine Ästhetik, welche die Art und Weise und die Kompetenz der Wahrnehmungen und Äußerungen der Dialogpartner spiegelt. Ein Dialog ist deshalb eine Handlung mit Symbolcharakter zum Zweck gegenseitiger Verständigung und Beeinflussung. Das meint die Pragmatik der Kommunikation.

Sinn und Zielrichtung von Psychotherapie, einem kommunikativen Verfahren, ist es beispielsweise, den Dialog zwischen Therapeut und Klient so zu gestalten, dass der Klient alternative Erfahrungen macht, die ihm neue Möglichkeiten eröffnen und er sein Problem lösen kann, weswegen er gekommen ist. Das heißt, seine bisherige Selbstregulation soll bereichert werden, so dass er über zusätzliche Optionen verfügt. Das Sammeln neuer Erfahrungen schließt natürlich alle bisher besprochenen Dimensionen der Sprache ein.

Ein Beispiel für die massive Wirkung digitaler Beeinflussung sind psychiatrische Diagnosen. Einem Klienten zu sagen: Sie sind eine Borderline Persönlichkeit löst drastische Reaktionen aus, denn im Kanon der psychiatrischen Urteile schwebt die so titulierte Person im Niemandsland zwischen Psychosen und Neurosen, mit Tendenzen ins Psychotische. Meist fällt daraufhin der Selbstwert ins Depressive (die gekennzeichnete Person nimmt die Bewertung an,) oder es führt zu aggressiven Attacken gegen den „Scheiß-Psychiater“ (was als Beweis für die

fehlende Impulssteuerung des Borderliners erachtet wird.) Es kann also zu heftigen Resonanzen kommen, obwohl nur eine Aussage getroffen wurde, nach der die Person dieselbe ist wie vorher. Das heißt, es hat keine direkte, sondern eine rein symbolische Erfahrung stattgefunden, die den Unterschied im Selbstempfinden ausmacht. Das Gleiche funktioniert mit der Notengebung. Die Bewertung einer Arbeit in Form einer mathematischen Rangreihe ist ein digitales Analogon: Die Note hat nichts mit der verrichteten Arbeit zu tun, aber sie analogisiert den schwierigen Sachverhalt einer schwachen, durchschnittlichen oder starken Leistung im Vergleich zu einer bestimmten Anforderung und setzt diese in ein abgestuftes Verhältnis zur Leistung Anderer. Die Mitteilung: ‚Sie haben in der letzten Klausur eine Eins geschrieben‘, löst Jubel und Stolz aus, obwohl sich durch die Benotung nichts an der Sachverständigkeit und der Eigenschaft des Schülers ändert. Der Abiturient kann aber mit einem digitalen Medium, das Erfahrungen analog speichert, nämlich einem Abiturzeugnis, beweisen, dass man ihm bestimmte Qualitäten zugesprochen hat, sofern man dort, wo das Zeugnis vorgelegt wird, überhaupt weiß, wie ein schriftliches Dokument dieser Art einzuordnen ist. Dafür braucht es die entsprechende Erfahrung und das historische Wissen. Wer weiß, dass die, im Vergleich zu heute, schlechten Abiturnoten meiner Generation Ausdruck der Tatsache waren, dass es noch keinen Numerus Clausus für Universitäten gab und es vielen Schülern egal war, was in einem Zeugnis stand; und dass die extrem guten Abiturzeugnisse von heute nicht zwangsläufig etwas mit größerer Leistungsfähigkeit, aber mit einer veränderten Leistungsbereitschaft und Konzentration auf die Notengebung zu tun hat.

Erfahrung zu sammeln und Erfahrung einzuordnen findet nicht voraussetzungslos statt. Erfahrung ist an einen kontextuell besonderen Handlungsrahmen und eine entsprechend begrenzte Sprache gebunden. So wie wir nicht hinter unsere Sprache zurück treten können, ist es uns nicht vergönnt, eine sprachenfreie Erfahrung zu machen.

Trotz des Siegeszuges der Psychotherapie herrscht in weiten Teilen der Bevölkerung noch immer eine ungefähre, am ehesten schulmedizinische und gleichermaßen fatalistische Einstellung gegenüber psychologischen Sachverhalten vor. Diese besagt in etwa, dass man zu einer Psychotherapie aufgefordert werden kann, wenn irgendetwas manifester oder chronischer Selbstzu-

stand erreicht ist, für dessen Behebung Medikamente, Orthopädie oder Chirurgie nicht mehr ausreichen, wofür aber die Patienten auf einer Weiterbehandlung bestehen bzw. diese von ratlosen und genervten Medizinern angeraten wird. Andere öffentliche Einrichtungen, wie Sozial- und Jugendämter, Erziehungsberatungsstellen, Verkehrs- und Strafvollzugsbehörden, etc. pflegen eine ähnliche Überweisungslogik für die lästigen Fälle ihrer Praxis. Psychotherapie steht also nach wie vor in dem Ruf einer *ultimo Ratio*.

Daran hat auch nicht geändert, dass besonders in den akademisch gebildeten Kreisen psychotherapeutische Fragestellungen mittlerweile rege diskutiert werden und Psychotherapie im engeren Sinne, sowie Beratungen, Selbsterfahrungskurse und ähnliche Angebote verstärkt in Anspruch genommen werden. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, dass in den oberen sozialen Schichten, ein ausgeprägteres Selbstbewusstsein davon besteht, dass man für das eigene Glück etwas tun kann und problematische Lebensumstände insgesamt mit weniger Bereitschaft hingenommen werden. Psychotherapie ist aber bei der Mehrheit immer noch eine Strafe, zu der man quasi zwangsverpflichtet werden muss, weil andere Behandlungen zu wünschen übrig ließen.

Solange man sich außerhalb des psychotherapeutischen Deutungssektors aufgehalten hat, waren Viren, Abnutzungserscheinungen, das unglückliche Zusammentreffen widriger Ereignisse usw. für die missliche Lage verantwortlich. Nun wird das Problem auf die allerletzte Bastion verlagert, die Person selbst, und es wird eine damit einhergehende, häufig als Entwürdigung wahrgenommene Art der Diagnostik und Therapie in Aussicht gestellt. Das Störende, das Pathologische ist nun nicht mehr etwas schicksalhaft Erworbenes, sondern plötzlich ‚soll ich es ganz allein sein‘. Diese Zuspitzung der Krankengeschichte, im Zusammenhang mit den genannten Vorurteilen, eröffnet einen schwierigen Dialog. Psychotherapeuten tun daher gut daran, ausgiebig Ängste, Vorurteile, Abneigungen und Abwertungen der Klienten zu thematisieren, also Beziehungsaspekte, die den Erfolg der Sache behindern können. Menschen erleben Beziehungen und Problemstellungen nach ihren Vorerfahrungen. Von daher wäre es falsch, wenn Gestalttherapeuten sich ärgern, weil sie in ihrer Praxis auf Menschen treffen, die ihnen misstrauisch gegenüber stehen und die wenig Hoffnung haben, dass ihnen geholfen werden kann.

Sprache, (Selbst-)verständnis und Beziehung - Hinweise auf die Mehrdeutigkeit und Grenzen der Verständigung

Detlef Klöckner

26 | Diskurs

Erfahrung reflektiert bereits Geschehenes und formt als Sprache die aktuellen Handlungen und Beziehungen. Der britische Psychiater Ronald D. Laing hat einmal gesagt: *Wir können das Verhalten anderer Menschen, nicht ihre Erfahrung sehen.* (Ronald D. Laing: Phänomenologie der Erfahrung. 1969, Frankfurt/M, S.11) Insofern gelingt uns ein Dialog nur über Sprache, der verkleideten Grenze der ursprünglichen Erfahrung, die sich uns nicht unmittelbar offenbart. Anders gesagt, die unsichtbaren Erfahrungen der anderen Person zeigen sich nur in ihren Erzählungen und der Erzählweise, also ihren Inhalten und Verhaltensmustern. Wobei sich der Grund oder der Sinn von Handlungen nicht aus ihrem routinemäßigen Gebrauch erschließt, sondern erst, wenn das automatisierte Handeln gestört ist.

Erst im situativen Verlust gewohnheitsmäßiger Verhaltensmuster werden Selbstanteile aufgerufen, die hinter den vordergründigen Gewohnheiten stehen. Es wäre aber eine ausgesprochen naive Phänomenologie, zu glauben, man müsse nur dafür sorgen, jemandes routinemäßige Aktivitäten zu unterbinden und als nächstes würde die Wahrheit der eigentlichen Erfahrung, vielleicht sogar das wahre Selbst erscheinen. Was erscheint, wenn Gewohnheiten hinten angestellt werden, sind weitere, weniger häufig gebrauchte Verhaltensmuster, Krisenmuster und auch Defizite derselben Person; Leerstellen, die Irritationen und Improvisationen auslösen. *Erst im Erstaunen, dass es nicht mehr so ist, zeigt sich an, wie es gewesen war.* (Hans Blumenberg: Lebenszeit und Weltzeit. 1986, Frankfurt/M, S.23)

Das Heraustreten aus den eigenen Erfahrungsmustern, im Kleinen wie im Großen, ist die Chance zur Selbstveränderung. Man darf mit der nötigen Geduld in der Praxis darauf setzen. Manche Wandlungen brauchen länger, manche vollziehen sich in kurzen Zeiträumen, das hängt von den Umständen und der Problemstellung ab. Erfahrungen lassen sich aber nicht überspringen und persönliche Veränderungen nicht auf Bestellung einklagen. Das ist ein Prinzip des Lebens und gehört auch zum Wesen des gestalttherapeutischen (gestaltpädagogischen) Dialogs. Gestalttherapie, nach meinem Verständnis, ist daher auch eine komplexe Sprache zur Entschleunigung überhitzter Lebensprozesse.

.....Nichts war zu spät, aber vieles zu früh....

An der Beerdigung von Inge Baulich, die im Juni 2008 gestorben ist, wurde das Lied von Herbert Grönemeyer „der Weg“ gesungen. Dabei ist mir dieser Satz sehr nahe gegangen. Zu Inges Weg kommen mir viele Gedanken ins Herz:

Gestalttherapeutische Fort- und Weiterbildung im GIF, kindertherapeutische Praxis in Friedrichsdorf, Skifahren in Österreich, viel Freude an der Arbeit mit Kindern, vegetarische Kost, Schreiben eines Buches mit ihrem Mann Volkmar Baulich, schwimmen gehen, leckere Kuchen, viel Spaß mit Hamstern und Hunden, große Liebe zu ihren Töchtern Julia und Andrea, Supervisionsstunden, Gespräche übers Leben, Geburt der Enkeltochter Lisa, Krankheit, Schmerzen, Hoffnung, liebevolle Begleitung durch ihren Mann Volkmar Baulich, gemeinsame Abende, ein Urlaub mit ihren Liebsten, Engelskarten, Stil- und Steilberatung durch Freundinnen, ein gemeinsames Supervisionswochenende mit Ellen, Tanja, Conni, Gabi und Christiane, nach einjähriger Krankheit den Kampf ums Überleben verloren.

....deine sanftmütige Güte, dein unbändiger Stolz, das Leben ist nicht fair....

In liebevoller Erinnerung an Inge Baulich

Christiane Hartmann



Wir trauern um

Franziska Senzel

Die wenige Tage nach Vollendung ihres 52. Geburtstages verstorben ist.

In der Gestalt-Fortbildung am GIF (Fobi 072) absolvierte Franziska ihr drittes Jahr. Mit dem Abschluss arbeitete sie dann als Psychotherapeutin (HPG) in ihrer Praxis in Biebergemünd.

Im Sommer 2003 erkrankte sie an Krebs. Mit ihrem ganzen „Sein“, ihrer Spiritualität und ihrer Zuversicht stellte sie sich hoffnungsvoll dieser Krankheit entgegen.

Im Mai dieses Jahres starb Franziska zu Hause bei ihrer Familie.

